

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 303.

Mittwoch, 30. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(Nachdruck verboten.)

(36. Fortsetzung.)

Roman von Felix Hüfling.

Weiter konnte die Wissenschaft nichts tun. Eine lautlose Übermacht schaltete in der Krankenstube und füllte sie so aus, daß sie auf jedem Atemzug zu spüren war.

Ruth schob Vizeväterchen sanft und bestimmt zur Tür hinaus. Sie wollte auch ihr Teil an der Last tragen.

Draußen hatte sich indes der Winter auf sein Recht besonnen. Unaufhörlich rieselten die Floden. Wenn man ihnen länger zusah, meinte man mitten in einer stetigen Bewegung zu sein und die Nähe des immer wachen Schicksal zu spüren.

Ob es nun Weihnachten bedeutete oder ein großes Leichenfeld, das alles unter sich begrub und jeden Schritt still machte, das möchte ein unruhig fragendes Menschenauge wissen.

Nun wurde ein aufgeklärter Mann wie Konrad Hüfling auch noch abergläubisch. Die Ohnmacht und die Unruhe war zu groß. Zu anderen Zeiten hatte er Anny belächelt, wenn sie „unberufen“ sagte und dreimal unter den Tisch klopfte.

Jetzt schickte er sich an, das Schicksal durch ein Orakel zu befragen. Wenn er aus der Anstalt in die Eulenburg ginge und die Zahl seiner Schritte war ungerad, sollte das Orakel antworten: Anny stirbt!

Ungrad, grad, ungrad? ... Na, er war ein Tor! Die Ungewißheit brachte ihn schier um.

In der Anstalt war's merkwürdig ruhig, nichts geschah, was Konrad ablenkte. Seitdem der neue Direktor alles mit wohlwollendem Ernst, der ihm so gut zu Gesicht stand, anordnete, rumpelte der Zuchthauskarren gleichmäßig dahin. Disziplin mußte sein, das sagten die Sträflinge selber, und die Aufseher wußten, daß jemand hinter ihnen stand.

Aus dem Arzt war nicht viel herauszufragen. Aber als Konrad wissen wollte, ob Ehrlich herbeigerufen werden müsse, antwortete er: „Hör! Warten Sie noch bis morgen.“

In dieser zweiten wachen Nacht beredete sich Konrad in der Stille des Krankenzimmers, während das gedämpfte rote Licht brannte, mit der Gewalt über Leben und Tod: Du mußt sie mir doch lassen, auf ein paar Jahre noch. Was macht es dir aus?

Als in der Früh der Arzt kam, steckte er das Fieberthermometer ein: „Hör! Es ist doch besser, Sie telegraphieren der Tochter.“

Es stand also schlimm?

Alle Dächer hatten sich samt den Bergen unter eine dicke Schneedecke verkrochen. Die drei Steintugeln über dem Zuchthaus tor trugen eine weiße Mütze.

Mit den blaugrauen hängenden Schneewollen wandte sich das Schicksal von Konrad Hüfling ab. Fast körperlich traf es ihn, gliederschwer: Anny wird sterben! Die Eisenbahn lief ein. Ehrlich barg ihr nasses Gesichtchen an des Onkels Brust. Nein, tot war Mütterchen noch nicht.

Die Leute zogen den Hut ab. Wenn einer nichts

verstand, das begriffen alle, was es heißt, mit dem Gedanken an den Tod herumgehen.

In der folgenden Nacht sollte es sich entscheiden, was über Frau Anny beschlossen war. Als der letzte Schlag der Mitternacht verhallte, hatten sich vor Konrads Augen Nebel zusammengezogen, die sich hoben und senkten und stille standen. Eine ferne Tür tat sich auf, davon ihm ein kühler Lufthauch über die Stirne strich. Die Tür führte auf eine weiße Straße hinaus voll tausender Stille. Fernher kam ihm auf der weißen Gasse ein Mensch entgegen, den Konrad nicht kannte. Er hörte ihn aber deutlich sprechen: „Du mußt gleich zum Schloßbrunnen gehen und Anny ein frisches Glas Wasser holen. Sie verlangt so danach.“

Ganz deutlich hörte er die Stimme. Und als er die Augen aufst, sah Anny vor ihm im Bett und begehrt einen Schluck Wasser. Sie war bei klarem Bewußtsein.

Dies merkwürdige Zusammentreffen, Annys Bitte und der geheimnisvolle Befehl, versetzte Konrad in freudige Erregung. Wenn er jetzt das Wasser vom Brunnen holte, war Anny gerettet.

Nichts hätte ihn vermocht, ihr anderes Wasser zu reichen.

Frau Anny trank und legte sich mit dankbarem Lächeln in die Kissen zu einem tiefen festen Schlaf.

Sie hatte sich gesund getrunken, behauptete Kaspar Schludrian, als ihm am Morgen Konrad wie einem Kameraden von seinem Traum erzählte.

Der Doktor hatte vor Freude einen ganzen Kälberstall voll Ah und Oh im Leibe. „Hör, wir sind wieder auf der Welt daheim!“

„Wo war ich denn gestern?“ lächelte Anny leise.

„Hör, hör, unterwegs nach dem Himmel.“ Damit hatte er das Menschenmögliche an Gesprächigkeit geleistet und ging wie ein Feldherr, der das Schlachtfeld behauptet hat.

Wenn aber in diesen Tagen in der Eulenburg die geschieferte Wetterseite klapperte, dann hüpfen die Steine vor Freude, und die Späßen unter dem Dach jankten sich nicht, sondern führten ein fröhliches Scherzspiel auf.

Eng saßen sie in der Eulenburg beieinander an Annys Bett. Es bedurfte keiner Einleitung mehr, Konrad brauchte keinen Heiratsantrag zu machen und durch Kaspar Schludrian kein Brautbukett zu bestellen.

„Konrad“, hatte Frau Anny gesagt . . .

Und die grauhaarigen Liebesleute hatten sich umarmt.

Dann aber mußte es sich Vizeväterchen gefallen lassen, daß seine erwachsenen Töchter auch zu ihrem Recht kamen. Bugel überfiel ihn so stürmisch, daß Konrad sich mühsam auf den Beinen hielt. —

Aber still, die Freude soll nicht laut sein, sondern tief innerlich klingen, wie Schlittenglödlein aus der Ferne. Frau Anny muß erst Kräfte sammeln.

Es ist vorerst genug, daß alles, was geschieht, eine neue Verheißung hat und daß überall, wohin Konrad schaut, zu lesen ist: Konrad und Anny haben sich nötig, das muß nun unlöslich fest werden.

Als Konrad spät die Kunde machte in der Zucht- hausburg, trappte der Posten im eifigen Wind auf der einsamen Plattform und Konrad hörte nichts als: Meine Frau, Anny Hüfling!

10.

Immer dichter und schwerer wurde der Winterpelz. Es schneite schon tagelang.

Der gelbe Kaspar hatte einen Einfall, der ihn sichtlich beglückte. Er brachte seiner Herrin täglich frische Blumen. Anny war gerührt über die zart sinnige Aufmerksamkeit ihres Schütlings. Kaspar strahlte und ließ sich in der Küche abfüttern.

Aber Konrad ahnte etwas. Er ging zu dem Gärtner und fand seinen Verdacht bestätigt. Die Blumen hatte Kaspar für den Herrn Direktor auf Rechnung schreiben lassen.

Trotzdem brachte die Art, wie Schludrian sich in seiner Wohlthäterrolle sonnte, alle zum Lachen.

Anny sah zum erstenmal im Erker und sah wieder ein Stück Welt, in schneeweißem Himmelsfrieden. Es ging auf Weihnachten zu.

Das Leben war doch schön. Und noch eine besondere Freude wollte ihr Konrad machen. Er hatte nicht nur sorgsam das Fenster nach dem stummen, schrecklichen Nachbar mit dichten Zimmerpflanzen verdeckt. Er teilte ihr auch mit, daß er sich entschlossen habe, gleich Hämmerling seinen Abschied zu nehmen. Damit ihr das Opfer auf seiner Seite nicht allzu groß erscheine, gab er vor — was ihm auch nahe lag — er sehe ein, daß die Verantwortung zu schwer werde. Denn schließlich sei er vor der Öffentlichkeit an dem Mißerfolg der Zucht- hausarbeit mitschuldig. Er drückte sich hämmerlingisch aus: Die Strafe, die nicht bessert, ist Unrecht an dem Bestraften.

Aber Anny wurde merkwürdig still. Sie gab ihm wohl die Hand, doch irgend etwas war ihr dabei nicht recht. Er wußte ja, sie mußte es erst in der Stille ihres Frauengemütes erwägen.

Auch dem Pfarrer Hämmerling teilt Konrad seine Absicht mit, und war verblüfft über die Wirkung seiner Worte.

Hatte schon jemand den sanften Gottlieb zornig gesehen? Wie er jetzt auffuhr, sah er aus, als könne er groß werden.

Nein, das durfte Konrad nicht tun! Ganz bestimmt durfte er's nicht.

Aber Hämmerling tat ja dasselbe!

Nein, nicht einer Frau wegen! Auch um der besten Frau willen, durfte Konrad die große Sache nicht verlassen, sonst war das Fahnenflucht, Drückebergerei.

„Hämmerling!“ drohte Konrad zornig und kniff die Lippe ein.

„Nimm Platz und höre mich an. Du weißt, wie hoch ich die Stellung der Frau messe. Ich hab's wahrlich nicht verhehlt. Ich bin in meiner inneren Entwicklung sogar dahin gekommen, daß ich den Kern der Heilands- natur erfasse als geläuterte Mütterlichkeit. Du verstehst mich, ohne den triebartigen Einschlag, der die Mutter zum Kind treibt als ihrem Fleisch und Blut.“

Aber der Einfluß der Frau darf uns nicht feminin machen, uns nicht entmannen in unserem Eignen. Uns Männern ist nun einmal in allen Entscheidungen, wo der Knoten sich nicht sanft entwirren läßt, sondern nur durchhauen mit dem Schwert, die Arbeit überlassen. Weichmütig sollen uns die Frauen nicht machen im Kampf.

Frau Anny darf um ihret- und deinetwillen dein Opfer nicht annehmen!

„Und du?“ beharrte Konrad eigensinnig.

„Ich lasse meine Leute nicht im Stich. Ich habe mit dem Gefangenen Hartmann geredet; frage ihn, ob er mir abgegeben hat und mir recht gibt.“

Er hatte einen Plan, Konrad sollte noch einige Tage sich gedulden, bis er ihn erfuhr.

Hämmerling hat eingesehen in seinem Fall, daß die

Sache zu groß und die Dienstordnung des königlichen Strafanstaltspfarrers für ihn zu eng geworden sei. — Da hieß es „Es soll nichts in die Öffentlichkeit dringen. Sag's deinem Vorgesetzten, und wenn's nicht hilft, ist's der Wille Gottes.“ — Nur die Öffentlichkeit konnte helfen. Mindestens die Hälfte unter den Hoffnungs- losen wäre zu retten, und brauchte sich nicht anzuhäufen als Menschenteichricht.

Noch lange stritten die Männer. Konrad wollte nicht nachgeben; im tiefsten Grunde, um endlich einmal zur Ruhe zu kommen und die Kämpfe um Anny nicht wieder von neuem durchmachen zu müssen.

Anny war schon zu Bett gegangen. Er sah sie heute nicht mehr und sah mit seinen Töchtern in seiner alten Familie. Sie betieten die Weihnachtsgeschenke für die Mutter.

Es mochte werden, wie es wollte, und wenn Hämmer- ling ihn feminin mannte, Konrad gab nicht mehr auf, was er hatte. Er wollte für alle Einwände kein Auge und Ohr haben, und die geheimen Vorwürfe in seinem Innern erstikte er mit Gewalt.

Abfichtlich ließ er im Gespräch mit dem Hausvater Sozusagen eine Andeutung fallen. Des Hausvaters kugelrunde Augen verbürgten, daß er noch heute seinem Stammischfreund, dem Kreisblattredakteur, eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Möchten es alle wissen,

Damit baute Konrad vor. Wenn es erst allenthalben hieß, er geht, würden sie es für unabänderlich halten und sich damit abfinden, und Konrad hatte sich gleichsam festgelegt.

Eigentlich hatte er den Stadtkatsh Hämmerlings wegen gefüttert. Der holte ihn heute sogar zu einem Spaziergang ab. Konrad war bereit, aber die Mäd- chen sollten auch mitgehen. So vereitelte er ein Allein- sein mit Hämmerling.

Sie gingen durch die Gassen neben hohen Schneemauern und draußen im dunklen Wald auf schmalen, tiefen Pfaden hintereinander her.

Trotzdem waren die Männer bald wieder am Strei- ten. Die Mädchen warfen sich mit Schneebällen.

Aber Hämmerling sollte sich nicht unterstehen, mit Anny davon zu reden! Das wollte sich Konrad ausge- beten haben.

„Du! weißt du eigentlich, wie töricht du bist?“ frug der andere mit verhaltener Stimme zurück.

„Ist meine Sache!“ schnauzte Konrad und fühlte sich unbehaglich.

Noch leiser entgegnete Hämmerling und legte dem zornigen Freund die Hand auf die Schulter.

„Deine Sache allein? Sieh', da drüben steht einer und ist überall mit dabei.“

Das Zuchthaus ragte dunkel aus dem Tal und hob sich in seiner starren Haltung von dem Hintergrund der Schneelandschaft ab.

Ruth hatte mit der zaudernden Erika getuschelt und eröffnete plötzlich eine Schneeballenschlacht. Warum sollte ihr Geschlecht das schwächere heißen?

Die Männer hatten ihre liebe Not mit der freit- baren Jugend, und es wurde beiden Parteien heiß.

Aber Hämmerlings Angriff meinte Konrad doch ab- geschlagen zu haben. —

Als sie zurückkehrten, hatte wieder einmal die Zucht- hausburg auf sie gewartet, um etwas zu sagen.

Sogar der Hausvater Sozusagen war in Verlegen- heit. Er, der Torwart Bastian und noch ein Dritter standen unter dem Tor und konnten miteinander nicht fertig werden.

Beglückt hob der Hausvater sein rasselfndes Schlüssel- bund bis an die Augen.

Ein guter alter Bekannter hatte am Tor angeklopft und bettelte um Himmels willen um Einlaß. Der Fall war in der Dienstordnung nicht vorgesehen.

Es war wirklich der lebenslängliche Messert, das ehemalige getreue Oberwäscher aus der Waschküche. Er war vor vier Wochen begradigt worden. Freude- taumelnd wie ein Kind war er gegangen. Weinend kam er wieder. Was hatte man ihm angetan!

(Schluß folgt.)

Neue Bücher

* „Schlachten des Weltkrieges“. Von dem Frontkämpferwert des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) liegt als neue Bände vor: St. Quentin 1914 (1. und 2. Teil). Als Bearbeiter zeichnet: Archivar Kurt Seydemann. Diese leicht fasslich geschriebenen Schlachtendarstellungen können die dem Frontkämpfer interessanten kleinen und kleinsten Episoden nur deshalb bringen, weil das Reichsarchiv hier das Riesensmaterial in eine Mehrzahl von in sich abgeschlossenen Einzelschlachthandlungen teilt. Die Schriftenfolge trägt den Interessen des Mittkämpfers Rechnung, dem hier sein eigenes Erleben im Rahmen des Gesamtgeschehens gezeigt wird. Gegenwärtig erscheint als Band 11 „Westkriegsende an der mazedonischen Front“. Als Verfasser zeichnet Generalleutnant a. D. Dieterich. Es ist ein festes hartes Erleben, das hier geschildert wird. Was es hieß, in der Unwirklichkeit des Landes, unter Menschen, die eine andere Sprache redeten, unter Entbehrungen jeder Art zu kämpfen, und was es bedeutete, aufrecht stehen zu bleiben, als alles ringsumher zusammenbrach, das muß man wohl selber empfunden haben, um es ganz würdigen zu können. Wenn man aber liest, wie diese kleinen Haufen abgekämpfter Truppen, die auf sich selbst angewiesenen Stäbe und Führer, immer wieder Kraft und Mittel zum Widerstand finden, dann wird das Selbentum jener Mazedonienkämpfer auch dem Fernstehenden klar.

* Rütger Essén: „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean“. Asiatische Probleme und Erinnerungen. (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.) Ein schwedischer Diplomat, den sein Amt Jahre hindurch in Rußland, Sibirien, China, Japan und in den Zentralgebieten von Asien festhielt, der mit den entscheidenden Vorgängen in Rußland und Asien im Krieg und in der Folgezeit engste Fühlung behielt, legt ein weitläufiges Buch subtiler politischer, kultureller und sozialer Beobachtungen vor. Er spürt den Problemen von größten Ausmaßen und vitalster Bedeutung mit der unterniedrigen Gründlichkeit und der geistigen Unabhängigkeit nach, die einzig der Vorzug einer neutralen Beobachterstellung einräumt. Er verläßt keine Gelegenheit, sich bis in die Nuancen hinein zu orientieren. Er bewährt sich auch in gefährlichen Situationen, die den diplomatischen Schutz illusorisch machen, als kaltblütiger und hellsehender Zuschauer, dem die oft drastische Komik der bunt wechselnden Szenen stets gegenwärtig bleibt. Milieu, Stimmung und die Akteure aller Zonen, Rassen, Stände, Klassen und Aliquen werden in besonderen Kapiteln anschaulicher dramatischer Art dargestellt. Das Buch bleibt am historischen Beispiel nicht haften. Es stellt ein Kompendium politisch-kultureller Einsichten über Asien dar, es gibt vor allem die Maßstäbe, mit denen die künftigen Auseinandersetzungen in China und am Stillen Ozean zu bewerten sein werden.

* Wilhelm Speck: „Briefe an einen Freund“. Ausgewählt und eingeleitet von Heinz Spiro. (Verlag W. Barneß, Berlin.) Der feinsinnige Dichter Wilh. Speck, der vornehmlich durch seinen Strahlungsroman „Zwei Seelen“ bekannt wurde, wird mit der Herausgabe dieser Briefe ein menschliches Denkmal gesetzt, das ihn und den Herausgeber ehrt. Die Briefsammlung gewährt einen reizvollen Einblick in Specks Dichterwerkstatt und in sein unmittelbares Ringen mit dem Leben. Die Einleitung Spiros ist ein Zeugnis — ein beneidenswertes Zeugnis — dafür, daß ein Kritiker zuweilen Freund eines Autors werden kann und ihn nach seinem Tode nicht über der Flut der Neuerscheinungen vergißt. Allen Freunden W. Specks herzlich empfohlen. Ph.

= „Der Vampir“. Romantische Oper in 2 Akten (4 Bildern) von Heinrich Marschner; in der Neubearbeitung von Hans Pfitzner, ist nach der im vorigen Jahr in Stuttgart stattgefundenen erfolgreichen Erstaufführung nunmehr im Verlag von Ad. Hirtner, Berlin W. 10, in Partitur, Orchesterstimmen und Klavierauszug erschienen. Bisher hatte noch keine gedruckte Original-Partitur existiert. In den Archiven der Theater, welche das Werk ausführten, befanden sich nur handschriftlich hergestellte Exemplare: mit einer Ursache, daß viele Theater von der Einreihung des Werkes in den Spielplan absahen. Die gedruckte Neubearbeitung, von Pfitzner pietätvoll besorgt, wird da nun hoffentlich Wandel schaffen. Der Klavierauszug, der in glänzender Ausstattung vorliegt, ist durch ein temperamentvoll geschriebenes Vorwort von H. Pfitzner eingeleitet. „Der Vampir“ — schreibt Pfitzner u. a. — war seinerzeit ein großer Theatererfolg und

eroberte sich nicht nur viele deutsche Bühnen, sondern drang auch ins Ausland. In London wurde er in einem Jahr über 60 Mal gegeben. Heute ist die Oper vom deutschen Spielplan so gut wie verschwunden — und damit auch vom internationalen Spielplan. Denn — so meint Pfitzner — „diese Tatsache muß man den Deutschen immer wieder in die Ohren hämmern, wenn sie daran sind ihre eigenen Produkte zu misshagen; findet wo anders ein geniales Werk kein Verständnis bei seinen Landsleuten, so ist immer Deutschland dazu da, das fremde Produkt liebend aufzunehmen. Ist dagegen ein Schöpfer deutscher Werke in Deutschland verloren, so ist er es überhaupt“. Das Textbuch zum „Vampir“ gehört bekanntlich dem Gebiet des Dämonisch-Grausigen an, und man kann verstehen, daß Marschner von dem Textbuch begeistert wurde. Seine Partitur kann sich, was den musikalischen Reichtum anlangt, neben die besten Erzeugnisse der deutschen — und somit jeder Opernliteratur stellen. Verschiedenen Musikstücken ist das Prädikat „genial“ nicht abzuspochen. Und kurz, diese Oper Heinrich Marschners gehört in den deutschen Spielplan! Pfitzners, mit Bühnenfundiaer Hand verfaßte Neubearbeitung möge ihr den Weg dazu bahnen! =

= „Jahrbuch des Deutschen Sängerbundes 1926“. Amtlich alljährlich erscheinendes Handbuch des Deutschen Sängerbundes, bearbeitet von E. Schlicht. (Verlag W. Limpert, Dresden-A.) Dies Jahrbuch gibt ein umfassendes Bild von der im Sängerbund geleisteten Arbeit, vom Aufbau des Bundes, seinen Zielen und seiner Bedeutung für die Erziehung des deutschen Volkes zur Vaterlandsliebe, zur Läuterung durch die Pflege des Gesanges, — speziell des deutschen Männergesangs. Wertvolle Aufsätze über das Wesen des Männergesangs (von Rud. Bud), Organisation der deutschen Musiker (von Dr. Pringsheim) u. a. sind beigegeben. Reicher Bilderschmuck, — Porträts und Abbildungen von den verschiedenen Männergesangsfestlichkeiten — fehlt nicht. In den betreffenden Kreisen und weit darüber hinaus wird das Jahrbuch gewiß willkommen geheißen werden! =

* „Musiker-Kalender Desse-Stern“. 48. Jahrgang 1926. (Max Hesses Verlag, Berlin W. 15.) Rechtzeitig ist der neue Jahrgang zur Stelle; diesmal wieder wesentlich verbessert und vermehrt. Drei Teile: das „Taschenbuch“ mit vollständigem Tageskalendarium auf Schreibpapier hat nur der Eintragung der täglichen Lektionen, Proben und dergleichen. Die beiden starken Textbände enthalten alles Wissenswerte aus dem Musikleben von mehr als 450 Städten des In- und Auslandes; neu aufgenommen wurden da Italien, Griechenland und — Palästina; wesentlich bereichert die Angaben über amerikanische Musikverhältnisse. Die Konzertdirektionen, Musikverleger, Vereine, Stiftungen, Zeitschriften sind übersichtlich zusammengestellt; dann folgen die himmlischen Heerscharen der konzertierenden Künstler — mit Namen und Adresse. Auch in den Musikstädten sind allerorten die nötigen Wohnungsangaben der verschiedenen Künstler und Künstlerinnen vorhanden. Ein für jeden Musiker unentbehrliches Werk! O. D.

* Th. Schneider: „Die Mission der nassauischen Landeskirche“. Als Manuskript gedruckt. (Ideal-Verlag von E. A. Latreuter, Nierstein a. Rh. 1925.) Der Verfasser ergänzte die jüngst zu gleichem Zweck veröffentlichte Schrift von D. Baumgarten: „Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche“, indem er den hundertjährigen Streit um das Apostolikum im Lichte der lokalen Kirchengeschichte schildert. Seit 40 Jahren fordert er vom theologisch-positiven Standpunkt aus die Rückkehr zu den wahren Grundsätzen der nassauischen Union für Pfarrer und Lehrer als vorbildlichen Weg zum Frieden und zur religiösen Befreiung der deutschen Lande.

* J. A. Farrer: „Die europ. Politik unter Eduard VII.“. Mit einer Einleitung von Georg Karv. (Verlag F. Brudmann, A.-G., München.) Eine auf umfassendem Quellenstudium basierende Geschichte der gesamten europäischen Politik während der Regierung Königs Eduards VII. Zum erstenmal ist hier von englischer Seite die ungeheuer bedeutsame politische Rolle Eduards VII., in dessen Händen in der Tat die Fäden der ganzen europäischen Politik aufgedeckt und der Anteil des Königs an der Schaffung der Atmosphäre, die schließlich zum Kriege führen mußte, mit seltener Unparteilichkeit und Sachlichkeit nachgewiesen worden. Das Buch wird so für die Kriegsschuldfrage höchst bedeutsam, und gerade für uns Deutsche liegt alle Veranlassung vor, es kennen zu lernen.

Silvester- und Neujahrsgerichte.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Die Sitte, festliche Tage durch festliche Gerichte zu verherrlichen, ist uralte. Die Mehrzahl unserer Festgerichte läßt sich auf Opfer Speisen zurückführen, über deren Genuß strenge Vorschriften bestanden. An diesen Bräuchen hielt das germanische Volk selbst nach Einführung des Christentums fest, und so konnte sich der Glaube, der mit dem Genuß gewisser Speisen verknüpft war, in unsere Zeit hinüberretten. Ebenso wie Weihnachten, pflegte man von jeher auch am letzten Tag des alten Jahres und am ersten des neuen besonders reichlich zu essen, wobei bestimmte Speisen niemals fehlen durften, da von ihrem Genuß Glück und Gesundheit im neuen Jahr abhängig sein sollten. Für Schmausereien und Trinkgelage war diese Zeit schon deshalb günstig, weil es neuen Wein gab und vom Schlachtfest her, das man kurz vor Weihnachten gefeiert hatte, Fleisch und Wurst in Menge vorhanden waren. Namentlich während des Mittelalters feierte man das Ende des alten und den Beginn des neuen Jahres durch üppige Gastmähler und Gelage. Von einer rheinischen Stadt, deren Namen der Chronist verschweigt, wird gemeldet, daß man an einem Silvesterabend 200 Kälber, 600 Gänse, 100 Schinken, 7850 Bratwürste, 500 Karpfen usw. verzehrte und dazu 90 Tonnen Wein trank. Würste spielten stets bei den Silvester- und Neujahrschmäußen eine bedeutende Rolle. Nicht nur am Nikolaustag, wie es eine alte Mönchsregel vorschreibt: „In Martini Gans, Wurst in festo Nicolai“, sondern auch Weihnachten, Silvester und Neujahr pflegte man ehemals gebratene Mettwurst zu essen. Diese beliebte Speise gab auch Veranlassung zu scherzhaften Neujahrsumzügen, wie man namentlich im 16. Jahrhundert veranstaltete. 1568 wurde in Nürnberg eine 658 Ellen lange, 514 Pfund schwere Wurst an einer 49 Schuh langen Stange durch die Stadt getragen, und 1583 führten in Königsberg die Metzger eine Wurst von 596 Ellen und 434 Pfund Gewicht in feierlichem Zuge mit Musik umher. Es war dies ein Geschenk für die Weiskräuter, die ihren Dank dadurch abstateten, daß sie zum Dreikönigstag den Metzger eine Riesenstriezel überreichten. 1601 erschienen diese mit einer Wurst, die 1005 Ellen lang gewesen, 412 Taler gefostet und von 103 Fleischknechten in Königsberg herumgetragen worden sein soll. An ihrer Herstellung hatten 3 Meister und 87 Gesellen gearbeitet, die dabei zur Stärkung 2 Tonnen Bier tranken. 103 Ellen dieser Riesenwurst machte man dem Fürsten zum Geschenk. — Zu den Gerichten, welche auf der Silvester- und Neujahrstafel nicht fehlen durften, gehörte vor allem der Hering, den man heute noch in diesen Gegenden Deutschlands (Hannover, Sachsen, Thüringen usw.) entweder in natura oder in Form von Salat ißt, um im neuen Jahr stets genügend Geld zu haben. Man bevorzugt dabei den weiblichen Hering mit Roggen. Karpfen werden ebenfalls in ganz Deutschland auf Silvester gegessen und einige Schuppen davon im Portemonnaie aufbewahrt, damit es das ganze Jahr hindurch gefüllt ist. Auf Helgoland bildet am letzten Abend des Jahres „Bastolten“ oder eingefalzener Schellfisch das Hauptgericht. In der Mark Brandenburg, namentlich auf dem Lande, ißt man gegenwärtig noch Schweinefleisch mit Weiß- oder Sauerkohl sowie Bratwurst mit Grünkohl, um das ganze Jahr hindurch genügend Geld zu haben. — Zu den gegenbringenden Speisen, die man in manchen Gegenden beim Silvester- und Neujahrschmaus niemals vergißt, gehören Hafer- und Hirsebrei, da sie zu Reichthum verhelfen sollen. In Brandenburg und Sachsen-Altenburg sind Heringe und Hirsebrei stets beliebte Silvestergerichte gewesen. In Dresden ißt man am Neujahrstag in manchen Familien heute noch Hirsebrei, an der sächsisch-böhmischen Grenze Pflaumenjuppe mit Pilzen, in Schlesien Mohnköße, in Hessen und Thüringen sowie in der Altmark Grünkohl mit Wurst. In der Gegend von Saalfeld dürfen Heringsknödel bei der Silvesterfeier nicht fehlen. Erbsensuppe, am 1. Januar genossen, soll, wie man schon im Mittelalter glaubte, während des ganzen Jahres vor Fieber bewahren. Im Gegensatz dazu herrscht heute noch vielfach, z. B. in Nordwestdeutschland, der Aberglaube, daß man während der ganzen Zwölfen Hülsenfrüchte meiden muß, um nicht im neuen Jahr von Krankheiten heimgesucht zu werden. Damit man keine Geschwüre bekommt, vermied man ehemals in Hessen auf Silvester den Genuß von Äpfeln, die anderswo an diesem Tage mit Borsteln verachtet werden. Früher pflegte man von allen Speisen der Silvestertafel etwas bis zum Neujahrstag stehen zu lassen, um nicht im kommenden Jahr Nahrungsmangel erleiden zu müssen. Es ist dies der Überrest eines altgermanischen Brauches, der allerdings einen ganz anderen Zweck verfolgte. — Sehr groß ist die Zahl des traditionellen Silvester- und Neujahrsgebäcks, das man in seinen Formen zum Teil auf heidnische Opferkuchen zurückführt. Jede Provinz hat ihr Spezialgebäck, das Rheinland seine Brezeln und andere Neujahrstuchen, in der Eifel

Neujährchen genannt, Niederhessen seine „Schorn“, Schlesien seine Mohnstriezel, die Mark Brandenburg ihre Mohnpielen und Perelen, Berlin seine Pfannkuchen, Ostpreußen seine Mühlrunkeln und Ostpreußen sein „Neujahr“, aus Roggenmehl geformte Tiere, Sterne, Kreuze usw., die in den Frühen des 1. Januar auf nüchternen Magen genossen, Heusch und Vieh Glück bringen sollen.

Silben-Kreuzwort-Rätsel.



Aus den Silben a — ba — be — de — den — den — di — en — fest — ger — go — gang — ham — ho — in — fa — la — kom — lei — li — im — ma — me — mer — mi — na — ne — ne — nist — no — non — o — os — pas — dern — po — rar — rat — rich — schu — se — ser — si — sis — sü — te — te — ten — ter — ter — ter — un — v — zett sind 26 Worte zu bilden und so in die Figur einzuschreiben, daß jedes freie Feld von einer Silbe besetzt wird. Die Worte bedeuten: W a g e r e c h t: 1. Soldatenwohnung. 3. Fluß. 4. Früherer Einwohner Deutschlands. 7. Bezahlung. 10. Schlacht aus dem Weltkrieg. 11. Musikstück. 12. Schiffsinstrument. 13. Himmelsrichtung. 14. Schuttmann. 16. Optisches Instrument. 18. Farbe. 20. Tier. 22. Kirchenfest. 23. Insekten. — S e n k r e c h t: 1. Rathschnur. 2. Menschenrasse. 3. Schriftsteller. 5. Nachgöttin. 6. Beschickung. 8. Musiker. 9. Bekannte Straße in Berlin. 15. Strafbares Vergehen. 17. Erdteil. 19. Nördlichste Stadt der Welt. 21. Akademiker. 22. Himmelsrichtung.

Auflösung des Weihnachts-Kreuzworträtsels in Nr. 299: S e n k r e c h t: 1. Weihnachtsmann. 2. Noid. 3. Ode. 8. ten. 9. Korn. 10. Abu. 11. Viola. 13. Rad. 16. Ball. 17. Tor. 19. Ende. 20. All. 22. 1a. 25. Ur. 26. Ob. — W a g e r e c h t: 2. Leo. 4. Vid. 5. Lobe. 6. De. 7. in. 9. Kadaver. 11. ver. 14. Ob. 15. China. 16. Brutto. 18. de. 20. an. 21. Oslo. 22. Lo. 23. il. 24. Irma. 25. Udo. 27. Alt. 28. Reh. 29. Tanne.

Scherz und Spott

Die Gratulation. Meier trifft Müller auf der Straße. „Tag, alter Junge“, sagt er. „Habe gehört, du hast dich verlobt. Meinen herzlichsten Glückwunsch.“ — „Du kommst zu spät“, erwidert Müller. „Ich war verlobt.“ — „Cool“ meint Meier gedehnt, „tröste dich. Wenn ich ganz offen sein soll, so war mit dem Madel ja nicht viel los; sie war weder hübsch noch klug und Geld hatte sie auch nicht. Wie bist du denn da losgekommen?“ — „Ich bin gar nicht losgekommen“, antwortet Müller düster. — „Hat sie die Verlobung zurückgehen lassen?“ — „Nein, sie hat mich geheiratet.“

Schlechte Gesellschaft. Ein schottischer Soldat, der mit dem Nachtzug aus Edinburgh kam, wurde in London wegen Trunkenheit arreliert. Der Polizeinspektor fragte ihn: „Haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?“ — „Ich bin im Zug in schlechte Gesellschaft geraten.“ — „Wieso?“ — „Als ich von Edinburgh abfuhr, waren noch drei andere mit im Abteil, und ich hatte eine ganze Flasche Whisky bei mir.“ — „Na, und?“ — „Die drei anderen waren Abstinente.“ (Ersählt von Sir S. C. Percy.)